Beilage zu Nr. 69 der „Düsseldorfer Bürger-Zeitung“.

Mittwoch den 6. April 1892.

Selbstgeopfert.

Roman aus dem Leben einer Großstadt.

Von **E. Friedrich.**

(Nachdruck verboten.)

(9. Fortsetzung.)

„Es ist gut, Helwich,“ sagte er pertreut. „Oder haben Sie noch Etwas für mich?“

„O, nichts von Bedeutung, gnädiger Herr,“ versetzte mit listigem Augenzwinkern der Gefragte. „Bei dieser Gelegenheit fällt mir nur ein, daß vor einigen Tagen Abends ein fremder Gast zu uns kam und sich gesprächsweise nach den Bewohnern unseres Hauses, besonders aber nach der Familie Voß sehr angelegentlich erkundigte. Ich sagte ihm, was ein Jeder wissen darf. Auffallend ward mir die Sache jedoch, als kaum, daß der Andere auf der Straße sein konnte, von Neuem ein Gast kam, der in wohl sehr geschickter Weise, aber doch unverkennbar deutlich zu erforschen suchte, was der Erste hatte erfragen wollen. Gäste sind bei uns eine Rarität,“ und der Mann lachte ziemlich dreist auf, „zwei solcher wunderbarer Kätze an einem Abend bieten hinreichenden Grund, Einem zu denken zu geben!“

Der Mann war lange gegangen. Robert verharrte regungslos in seiner Stellung auf dem Divan, auf welchen er sich wieder niedergelassen hatte. Was war da im Werke? Was war das für ein räthselhaftes Spiel, welches sich in der Verborgenheit, seinem Blicke entzogen, abrollte und von welchem ein Zufall ihn Glied um Glied sehen ließ, wie das Auge in tiefster Finsterniß beim grellen Aufleuchten des Blitzes momentan ein Gebilde der Nacht erblickt? Was waren das für geheime Mächte, welche da walteten? Er mußte Dem auf die Spur kommen. Welch einen Anhaltspunkt hatte ihm der Brief dieses Morgens gegeben! Ein unschätzbares Mittel zu dem Zweck, den er verfolgte, bot ihm die Enthüllung desselben und er war der Mann, dem Nichts ein Hemmschuh war, wenn es ein Ziel zu erreichen galt. Und wenn selbst die intrigante Bianca Torelli ihre Hand hier im Spiel hatte, so war er ihr dankbar, daß sie ihm einen solchen unbezahlbaren Dienst erwiesen.

Ah, er ahnte nicht, welche Dämonen der Leidenschaft in der Brust der heißblütigen Italienerin rasten! Er ahnte nicht, daß sie ihn eher getödtet, als ihm ein Mittel zur Erreichung seines Zweckes gebeten hätte!

Triumph erfüllte einzig seine Seele. Sich lebhaft aufrichtend, zog er hastig die Glocke.

„Anspannen lassen!“ befahl er dem herbeistürzenden Diener. „Du kannst mir behilflich sein, Pierre!“

Bereits kaum eine Stunde später rollte die Kolbe'sche Equipage die Chaussee entlang, wo ein elegantes Haus sich an das andere reihte. Die Fahrt war eine lange, doch Robert verstrich dieselbe, ohne daß er es wußte. Er lag bequem in den weichen Polstern des Wagens und legte sich mit diabolischem Vorbedacht die Karten zurecht, wie er sie ausspielen mußte. Wie er jetzt so da saß, trug seine Erscheinung, Dank Pierre's Toilettenkünsten, ganz den Zauber, welchen dieselbe auf gewisse Frauennaturen stets ausübte und welcher den Unbefangenen über das Innere dieses Mannes zu täuschen ganz danach angethan war.

Im Moment, als die Equipage vor dem Hause der Frau de Courcy vorfuhr, kam ein völlig schwarz gekleideter junger Mann, mit bleichem, aber edlem, durchgeistigtem Antlitz die Freitreppe herab. Die Blicke Robert's und des Unbekannten kreuzten sich. Er erinnerte sich nicht, denselben je gesehen zu haben, jedoch ein eigenthümliches Unbehagen erweckte diese Begegnung in seiner Brust.

Der alte Guillaume öffnete ihm und führte ihn in den Salon, wo Madame de Courcy ihn empfing.

Weshalb senkte es sich, ihr selbst unverständlich, mit bleierner Schwere auf sie herab, als sie des jungen Mannes ansichtig ward? Warum wollte ihr Herz nicht mehr freudlocken, als er seinen wohlgeplanten Coup ausspielte und förmlich bei ihr um Valentine anhielt? Nicht erhellten sich ihre Gesichtszüge, während er sprach. Wie ein Bild aus Stein saß sie da, und fast klangen die Worte, mit welchen sie ihm erwiderte, daß sein Antrag sie ehre, sie aber Valentine freie Wahl lasse und er deshalb deren Gunst sich vor Allem sichern müsse.

Ueberrascht vernahm er ihre Erwiderung.

Ach, er wußte es ja nicht, welche gewaltige Wandlung seit gestern in dem Herzen dieser Frau vorgegangen war. Aber Robert war nicht gewillt, so langsam zum Ziele zu gelangen, um so mehr, als er das Mittel zu einem rascheren Siege in seiner Hand hielt. Also offene Karte ausgespielt!

„Frau de Courcy, Ihr Wohlwollen beglückt mich,“ sprach Robert ceremoniell, erkennend, daß er andere Saiten aufspannen mußte. „Ich hoffe, dasselbe nicht zu mißbrauchen, wenn ich noch eine Bitte an Sie richte. Sie verweisen mich an Ihr Fräulein Tochter und ich danke Ihnen, daß Sie mir gestatten, um sie zu werben. Demnach möchte ich ein Versprechen von Ihnen!“

„Ich verstehe Sie nicht —“

„Keine Exaltation, Madame, es dürfte auch vielleicht Ihrem Wunsche nicht entsprechen, daß Ihre Tochter einsame Spaziergänge sucht und schmeichelnden Verehrern ein Rendezvous —“

„Nicht weiter, mein Herr!“ unterbrach Frau de Courcy, aufspringend und blitzenden Auges den Sprecher messend, denselben. „Meine Tochter weiß vollkommen, was sie ihrer Mutter, was sie ihrem Stande schuldig ist!“

„Ihrem Stande!“ Seine Gereiztheit riß ihn hin. Alle Vorsicht vergaß er. „Ihrem Stande!“ wiederholte er. „Auch dem Ihrigen, Madame?“

„Mein Herr, Sie werden verletzend —“

„Verletzend? O, gewiß nicht! Nur die Wahrheit ist es, welche ich berühre, und ist sie hart, trifft mich die Schuld?“

Ein lauernder Blick aus seinen Augen begleitete diese Worte. Sie fing ihn auf und wie ein Schleier fiel es plötzlich nieder vor ihr. Er hatte die Maske für Minuten abgelegt und sein wahres Gesicht gezeigt. Und diesem Manne hatte sie ihr Kind zu eigen geben wollen, noch vor wenigen Minuten?

„Mein Herr, ich denke, unsere Unterredung ist beendet,“ sprach sie, sich gewaltsam fassend.

„Ich bedaure, Madame, Ihre Ansicht nicht theilen zu können,“ versetzte er und der Cynismus, der aus seinen Worten hervorklang, ließ sie erbeben wie vor einer unsichtbaren Gefahr. „Sie halten auf Ihren Namen, Ihren Stand. Sie mögen das immerhin thun vor den Augen der Welt. Mich täuschen Sie nicht, denn, Frau de Courcy, wie Sie sich zu nennen belieben, ich weiß, wer Sie sind, oder“ — und dicht trat er vor die Schätzige hin und zischte: — „oder haben Sie nie in Ihrem Leben den Namen Peter Voß gehört?“

XII.

„Noch einmal diese Passage, Fräulein Hofmeister!“ erklang die wohltönende Männerstimme vom Klavier herüber, indeß die Finger des Sprechers die Voracorde anschlugen und das hohe, schöne, stolze Mädchen, welches auf dem weichen Teppich unfern von dem Spielenden stand, denselben, der momentan das Gesicht ihr zugekehrt hatte, huldvoll zulächelte. Und im schönen Strome entströmten den rosigen Lippen der Sängerin die Töne, mit welchen sich harmonisch die Klänge der Musik verschmolzen.

Der Gesang war zu Ende. Der junge Mann erhob sich von seinem Sitz vor dem Piano und näherte sich mit einer Verbeugung dem jungen Mädchen.

„Fräulein Hofmeister, gestatten Sie, daß ich Ihnen mein aufrichtiges Kompliment mache. Sie sind zur Göttin Apoll's wie geboren. Auf die hohe Gesangeskunst angewiesen und die ehrenvollsten Auszeichnungen würden Ihrem schönen Talente zu Theil werden!“

Der Eindruck, den diese Worte des Sprechers auf Helene Hofmeister, das verwöhnte und nicht wenig stolze Mädchen übten, war ein unverkennbarer. Ihre Augen strahlten auf und die Befriedigung über das Lob aus dem Munde des Sprechers spiegelte sich in jedem Zuge des ein wenig hochmüthigen Antlitzes.

Die schöne Helene Hofmeister hatte die Entdeckung, daß Hermann Giesenax, den sie für den erklärten Bewerber um ihre Hand angesehen, sich von ihr abgewendet, tief verletzt. Es war eine herzliche Neigung gewesen, welche sie für den jungen Mann gefühlt hatte, eine so herzliche Neigung, wie das stolze Mädchen solche überhaupt nur zu fühlen vermochte, und die Enttäuschung traf sie deshalb doppelt hart. Beleidigt entschloß sie sich, an den jungen Mann, dessen Huldigung Nichts als ein loses Spiel gewesen sein konnte, nicht mehr denken, sondern ihn ganz zu vergessen, und so traf Hermann die unbewußte Schuld, wenn von der Stunde dieser Entdeckung an Helene kokett, gefallsüchtig ward.

Im Hofmeister'schen Hause verkehrte der junge Reinhold Stein, welcher als berufener Gesangskünstler und weil seine nicht eben sehr glänzenden Verhältnisse es forderten, durch Privatstunden in der schönen Tonkunst Helene näher gekommen, als durch die Gesellschaftskreise, in welchen er vermöge seiner Bildung und seiner hohen Fähigkeiten ein gern gesehener Gast war. Mit der Schwärmerei, welche sich bei jungen Mädchen, die ihre Tage im Nichtsthun vertrödeln, nur zu leicht kund giebt, hing Helene im Stillen an ihrem jugendlichen Gesangslehrer, welcher sich so große Mühe gab, das Talent des sonst recht launischen Mädchens nach Möglichkeit auszubilden. War ihm das nun über die Maßen gut gelungen, so traf sicher der Zoll der Anerkennung dafür Reinhold und nicht Helene selbst, welche des jungen Mannes Geduld oft genug auf die Probe gestellt und erst in der letzten Zeit eine seltsame Folgsamkeit an den Tag gelegt hatte. Diese Folgsamkeit aber entsprang aus Nichts, als aus dem beleidigten Gefühl in der Brust des jungen Mädchens, von dem Manne, der sie liebte und dessen Gegenliebe sie sicher zu sein glaubte, sich verschmäht zu sehen.

Reinhold sah nicht das kokette Spiel Helene's. Er sah nicht, wie sie unter einer täuschenden Maske ein blutendes Herz zu verdecken suchte. Und doch wühlte in der Brust dieser beiden jungen Menschen der gleiche Schmerz, — hoffnungslos zu lieben.

Seit demselben Abend, an welchem Helene's Herz gleichsam ein Schmerzensschwert durchbohrt hatte, war vor Reinhold ein Bild aufgetaucht, wie vor dem geistigen Auge des schaffenden Künstlers ein Lichtgebilde heraufsteigt aus Nacht und Dunkel, um mit himmlischem Schein seine ganze Seele zu erfüllen. In der gleichen Stunde, in welcher Helene's Glück in Scherben zerbrach, war für Reinhold ein Stern aufgegangen, dessen milder Glanz nun sein ganzes Leben durchzog und sollte er auch immerdar ohne Hoffnung lieben. Dieser Glanz erhellte seinen Pfad und sein brechendes Auge würde noch den letzten Lichtblick davon mit hinübernehmen in's bessere Leben.

Und Tag und Nacht schwebten ihm seit jenem Abend die Augen vor, die ihn so strahlend angesehen, ahnungslos, welchen Feuerbrand sie in seine Seele zu schleudern berufen waren. So sah er nicht, wie Helene, dem Zuge der Schwärmerei einer Schülerin für den in Begeisterung geliebten Lehrer folgend, ihm auf jede Art zu gefallen trachtete. Er sah nur ein schönes, veilchenblaues Augenpaar vor sich und dieses Phantom verfolgte ihn, wo er ging und stand, und reizte ihn gegen Alles, was sonst um ihn her war.

„Ah, Herr Stein! Eine neue Komposition!“

Die Stimme Helene's schreckte ihn jählings auf aus seiner Traumversunkenheit.

„Welch ein poetischer Titel! Die veilchenblauen Augen! O, gewiß, Herr Stein, nicht wahr, dieses Lied widmen Sie mir?“

Eine peinliche Verlegenheit prägte sich bei dieser plötzlichen Frage in den Zügen des jungen Mannes aus.

„Fräulein Hofmeister,“ stammelte er, „in jedem anderen Falle würde ich mich glücklich schätzen, Ihren Wunsch erfüllen zu können, aber in diesem einen kann ich es nicht, so sehr ich es auch bedaure!“

Die strahlende Miene des jungen Mädchens veränderte sich schnell und eine unnahbare Kälte breitete sich über ihre Züge aus.

„Sie haben dieses Lied bereits für Jemand bestimmt?“ fragte sie mit harktlingender Stimme.

„Ja, mein Fräulein!“

Er fügte keine Erklärung hinzu und ihr Stolz gestattete es ihr nicht, weiter ihn um zu bringen. Ach, hätte sie sich überwunden, wie viel Leid würde ihr und ihm erspart geblieben sein!

Reinhold war gegangen. Helene durchmaß den Raum schwankenden Schrittes und sank auf einen Fauteuil nieder.

„Und warum trifft es mich so hart?“ flüsterte sie vor sich hin. „Liebe ich ihn denn? Oder ist es nur die neue Bitterkeit nach jener einen großen Täuschung, welche mich diese so schwer fühlen läßt?“

* * *

In einer der stillsten Straßen der besseren Vorstadt bewohnte die Wittwe Bergholz nebst ihrer Tochter die erste Etage eines schmalen, dreistöckigen Hauses. Die beiden Vorderzimmer waren als chambre garni in Aftermiethe vergeben, während die Wittwe und ihre Tochter Luise sich mit den rückliegenden Räumen begnügten, zu welchen ein lichtheller Zimmer zählte, welches an drei Seiten in den stets freundlich gepflegten Garten hinter dem Hause niederblickes ließ. Der gegenwärtige Bewohner der vorderen Räume in der Wohnung der Wittwe Bergholz war der junge Tonkünstler Reinhold Stein.

Nach dieser Richtung lenkte der junge Mann seinen Schritt, nachdem er das Hofmeister'sche Haus in der Stadt verlassen hatte.

Helene's Worte hatten ihn peinlich berührt, warum, er wußte es selbst nicht und hätte auf die Frage keine Antwort geben können. Es war ein instinktives Etwas, das ihn abgehalten, dem jungen Mädchen mehr zu sagen, als wie er es

gethan, und war diese Empfindung auch eine so unbestimmte, wie nur möglich, nicht um alle Schätze der Welt hätte er den Namen Derjenigen auszusprechen vermocht, welcher ihm von allen Lauten auf Erden der seligste dünkte und der mit flammenden Lettern in seiner Seele eingeprägt stand.

„Valentine!“ flüsterte er traumverloren, während er eben von dem Ufer des nebelüberwallten Flusses nach der Straße, in der sein Domizil lag, hinüberlenkte.

Nur eine kurze Strecke noch und sein Ziel war erreicht. Reinhold öffnete die Hausthür, schloß sie wieder und stieg die Treppe in's erste Stockwerk hinauf. Gedankenschwer, wie er war, ging er langsam. Aber auf dem oberen Korridor angelangt, hemmte er plötzlich den Schritt.

Das Haus war ein offenes Etagenhaus, ursprünglich vielleicht nur für eine Familie berechnet. So brauchte er keine Etagenthür zu öffnen, sondern stand auf dem Vorplatz auch zugleich auf dem kleinen Flur der Wohnung. Die Thür zu seinem Zimmer war nur angelehnt und aus demselben hervor erklang eben eine weiche, wie es schien schmerzverschleierte Mädchenstimme:

„Deine veilchenblauen Augen
Haben mir es angethan,
Aus der dunklen Nacht des Lebens
Führen sie mich himmelan;
Machtlos fühl' ich mich verfallen
Ihrem Zauber, wunderbar; —
Gottes Eden strahlt aus Dir mir,
Veilchenblaues Augenpaar!“

Die letzten Töne klangen nur noch unklar, mit Mühe, dann drang ein heftiges, leidenschaftliches Schluchzen an des unfreiwilligen Lauschers Ohr.

Reinhold stand wie eine Statue. Sein Lied! Und Luise sang es. Luise! Eine jähe Offenbarung schoß ihm durch den Kopf. Was er in dem verdeckten Spiel der stolzen Patriziertochter, der koketten Helene Hofmeister, nicht gesehen hatte, aus der Natureinfachheit, mit der sich ihm diese Erkenntniß gab, kam ihm unwillkürlich die Ahnung der Wirklichkeit. Luise hatte sein Lied gefunden, sie sang es. Mancher geringfügige Vorfall, manche Aufmerksamkeit des jungen Mädchens kam ihm in den Sinn; — Luise liebte ihn!

„Armes, liebes, unschuldvolles Kind!“ flüsterte Reinhold vor sich hin. „Es darf nicht ihr Loos sein, wie das meine, einsam durch das Leben zu gehen. Und doch, welche Macht habe ich, es zu ändern? Es scheint meine Bestimmung, nicht nur selbst unglücklich zu sein mein Leben lang, sondern auch Unglück zu säen, wohin ich komme! Arme Luise, sie liebt hoffnungslos, wie ich! Warum, warum muß es so sein? O, welch ein Wunderbares ist es doch um das Geheimniß der Liebe!“

„Armes, liebes, unschuldvolles Kind!“ flüsterte Reinhold vor sich hin. „Es darf nicht ihr Loos sein, wie das meine, einsam durch das Leben zu gehen. Und doch, welche Macht habe ich, es zu ändern? Es scheint meine Bestimmung, nicht nur selbst unglücklich zu sein mein Leben lang, sondern auch Unglück zu säen, wohin ich komme! Arme Louise, sie liebt hoffnungslos, wie ich! Warum, warum muß es so sein? O, welch' ein Wunderbares ist es doch um das Geheimniß der Liebe!“

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von Bleifuß & Co. in Düsseldorf.
Verantwortlicher Redakteur: Bernhard Klee in Düsseldorf.

1. Ziehung der 3. Klasse 186. Königl. Preuß. Lotterie.

Ziehung vom 4. April 1892, Vormittags.
Nur die Gewinne über 155 Mark sind den betreffenden Nummern in Klammern beigefügt.
(Ohne Gewähr.)

[illegible]

1. Ziehung der 3. Klasse 186. Königl. Preuß. Lotterie.

Ziehung vom 4. April 1892, Nachmittags.
Nur die Gewinne über 155 Mark sind den betreffenden Nummern in Klammern beigefügt.
(Ohne Gewähr.)

[illegible]